



AUREL FEHÉR, 46, ZAHNARZT

Ich will am Entdecken der Welt nicht gehindert werden. Das heisst: Ich will nicht nur Löcher flicken, sondern auch Zeit haben für Streifzüge durch Brockenstuben, für die Fotografie und all die anderen spannenden Sachen im Leben. Mehr Geist also und weniger Geld. Dreieinhalb Tage die Woche arbeite ich in der Praxis in Zürich und einen halben Tag an der Uni bei einem Forschungsprojekt. Wir tüfteln dort an einem Vollkeramik-Implantat. Die graue Titanschraube, die in den Knochen reingedreht wird, soll durch Keramik ersetzt werden. Die Motivation ist eine ästhetische, ich mag im Mund keine anderen Farben als Weiss und Rot. Wenn es sich vermeiden lässt, bohre ich nicht unnötig an einem sonst gesunden Zahn herum, auch wenn Drauflosbohren für mein Portemonnaie interessanter wäre.

Mein Tag startet um sieben Uhr mit DRS 1, Dusche, Kaffee und Joghurt. Dann laufen meine Frau und ich zur Arbeit, eine Viertelstunde. Beim Tschüss-Sagen küssen wir uns immer. Das ist ein extrem wichtiges Ritual geworden, dieser gemeinsame Arbeitsweg mit Kuss obendrauf.

In der Praxis bin ich nicht der Chef. Also natürlich sind meine Praxispartnerin und ich die Chefs, aber ich bin kein Freund von Hierarchien. Die Assistentinnen werden nicht besser, wenn ich sie rumkommandiere und dadurch in die Enge treibe. Alle kennen ihre Arbeit, und alle geben ihr Bestes. Angespannt bin ich, wenn ich eine schwierige Operation vor mir habe. Gerade war ein junger Mann hier — vom Velo gestürzt und beide Frontzähne auf dem Asphalt rausgeschlagen. Da kann ich nicht am Ende

sagen: Hey sorry, meine Arbeit ging in die Hose, deine neuen Zähne sehen halt ein bisschen ... komisch aus. Ich muss ein perfektes Ergebnis abliefern, ohne Wenn und Aber, dieser Patient lebt damit ja noch über ein halbes Jahrhundert weiter.

Ich bin eher der ruhige Typ, wirke anscheinend auch schüchtern. Dabei bin ich doch auch ein unausstehlicher Giftzwerg. Ein zynischer, der sich über die Verblödung der Gesellschaft ärgert und Angst davor hat, dass sich sein neuronales Geflecht bei der «Blick am Abend»-Lektüre zersetzt. Seit den Neunzigerjahren wird jeder Lebensbereich durchökonomisiert, jede Flötenlehrerin ist heute ein KMU, und jede Kinderkrippe riecht nach einem Businessplan. Unseren Kindern wird bereits im Chindsgi der Wettbewerb eingetrichtert und gezeigt, wie sie zielstrebig auf ihr Lebensende hinarbeiten sollen. Hopp hopp hösele, es eilt! Das ödet mich an. Überall marschieren sie lateral ein, die geschniegelten Studenten der Beraterfirmen, röhren herum und machen sich vom Acker, wenn ihre Experimente am arbeitenden Menschen nicht klappen. Das Resultat: eine eingeschüchterte Gesellschaft, in der sich die Menschen verkriechen; in Schrebergärten tummeln, sich der dreilagigen Goretex-Outdoor-Hysterie widmen und bei Nieselwetter trotzdem keinen Fuss vor die Tür setzen. Wir haben einen kulturellen Stillstand vor lauter Angst. Schau dir nur mal die Hip-Hopper an, die hopsen heute noch gleich rum wie vor über zwanzig Jahren, das ist doch ein Wahnsinn.

Vielleicht ist es ein Fehler, dass ich meine bösen Gedanken nicht besser handhabe oder mich irgendwo engagiere. Doch in eine Partei will ich nicht. Dafür gehts einmal in der Woche in den Boxclub Zürich ins Training.

Eigene Kinder habe ich nicht. Nicht weil die Gesellschaft doof ist, sondern weil es sich nicht ergeben hat. Für mich ist deswegen kein Lebenstraum zerplatzt — obwohl ich so manchen Blödsinn mit meinen Kindern anzustellen wüsste.

Wenn mir ein schwieriger Eingriff, wie derjenige beim gestürzten Velofahrer, besonders glückt und danach alles wieder wie vor dem Unfall aussieht, dann pfeife ich auch mal vor Freude auf dem Heimweg.

OLIVER DEMONT
oliver.demont@me.com
Bild VERA HARTMANN (13Photo)
verahartmann@mac.com